

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 23 (2010)
Heft: 10

Artikel: Shanghai besuchen : eine Stadt und ihre Menschen leben im Zeitraffermodus
Autor: Ernst, Meret
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SHANGHAI Hohes Tempo erfährt, wer BESUCHEN Shanghai besucht. Im Zeitraffermodus erlebt man Menschen, Entwicklung und Widersprüche.

Text: Meret Ernst, Foto: Giorgio Hoch

Gute elf Stunden Flugzeit trennen Shanghai von Zürich. Neben mir wuchtet sich ein fünfzigjähriger Brite auf seinen Sitz. Der Vielflieger hat eine Konferenz zum Thema «Sustainable City» besucht. Eine von vielen, die in der 20-Millionen-Stadt während der Weltausstellung stattfinden und den Slogan «Better City, better Life» mit Inhalt füllen. Was die Investitionen in Umwelttechnologien, erneuerbare Energie und in die Planung des öffentlichen Verkehrs betreffe, sei das Vereinigte Königreich ein Waisenknabe gegenüber der mächtigen Volksrepublik, resümiert er. Die Sicht des Beraters für Infrastrukturprojekte mag aus dem Ärger über seinen Job in Birmingham gespiesen sein: Er versuche seit geschlagenen vier Jahren der Verwaltung klar zu machen, dass ein kurzes Verbindungsstück nötig sei, um die U-Bahn wirklich zu einem Netz zu knüpfen. Anders in Shanghai: Dort haben die Behörden innerhalb der letzten zwei Jahre die U-Bahn mit 420 Kilometer Strecke zum längsten innerstädtischen Netz der Welt ausgebaut. Ein Netz, das vor fünfzehn Jahren mit genau einer Linie eröffnet worden war – ohne Rücksicht auf Verluste und Nachbarschaftsproteste.

TEMPO TEUFEL Auch der private Verkehr boomt. Fünf Tage zuvor stieg ich, eben gelandet, in ein klimatisiertes Taxi der Marke VW Santana. Der weissbehaudschute Fahrer, geschützt von einer Plexiglashaube, die schon bessere Zeiten gesehen hatte, nahm mit einem Kopfnicken die chinesisch notierte Hoteladresse entgegen. Es lag, so viel wusste ich, irgendwo im Westen der Megacity, deren Ausmass mir beim Hin- und Herzoomen auf Google Earth ein paar Wochen zuvor den Atem verschlagen hatte. Doch nun bin ich da. Die Reise durch die Stadt kann beginnen. Eine Reise, die mitten in die Geschwindigkeit führt, auf Hochstrassen, die sich durch endlos hingeworfelte Hochhausgebiete schlängeln. Schnell vorankommen ist das Ziel. Jede Lücke auf den mehrspurigen Highways wird ausgenutzt, der Langsamere gnadenlos ausgebrems, die Luxuslimousine mit schwarz getönter Scheibe ebenso wie der Lastwagen, der unter seiner Ladung beinahe zusammenbricht. Langsamer wird die Fahrt erst nach einer knappen dreiviertel Stunde – die Masse der Autos, die sich ihren Weg durch die morgendliche Rushhour suchen, bringt alle ins Stocken.

Einzig die Lieferengpässe für U-Bahn-Wagen und Tunnelbohrmaschinen konnten den Ausbau der U-Bahn bremsen, sagt Professor Wu ein paar Stunden später. Den Beschaffungsauftrag hätten die Behörden weltweit ausgeschrieben und nur mit Mühe Anbieter gefunden. Wu Siegfried Zhiqiang ist Chefplaner des World Expo-Geländes, Dekan des College of Design and Innovation an der Tongji-Universität und wirbtlicher Experte in Sachen Design, Städtebau und Nachhaltigkeit – nicht nur in China. Er spricht deutsch, und Siegfried ist sein zweiter Name, den er während seines Ingenieur-Doktorats an der TU Berlin annahm: Kaum ein Europäer konnte seinen Vornamen korrekt aussprechen.

DESIGN FÜR HARMONIE UND AUSGLEICH Swissex und Pro Helvetia haben mich eingeladen, an einer gemeinsamen Veranstaltung über Architektur und Design zu sprechen. Über Funktionalismus in Architektur und Design, um genau zu sein. Darüber, dass Gebautes und Gestaltetes nie ausschliesslich durch den äusseren Zweck bestimmt sei, selbst in einer Tradition nicht, die die Chinesen als äusserst funktional wahrnehmen, wie die der Schweiz. Als mein Ko-Referent tritt Professor Wu auf. Beide gehen wir darin einig, dass Design mehr leiste, als lediglich das Styling von

Produkten, Systemen und Prozessen zu übernehmen. An der Aufgabe, ein über fünf Quadratkilometer grosses Gelände mitten in der Stadt für die Weltausstellung und darüber hinaus zu planen, zeigt Wu Siegfried auf, was er mit seiner Forderung nach einem strategischen Design meint: Es habe über seine formale und funktionale Expertise hinaus einer harmonischen Gesellschaft zu dienen, den sozialen Ausgleich zu befördern. Dazu gehöre es auch, Bestehendes nicht auszulöschen, sondern zu transformieren – so wie das auf dem Expo-Gelände gelungen sei, auf einem Gebiet am Huangpo River, auf dem aufgelassene Werften standen und das nun für neue Nutzungen erschlossen worden sei.

Shanghai habe bereits bewiesen, wie schnell eine Stadt gebaut werden könne. Nun gehe es darum zu zeigen, dass trotz rasender Geschwindigkeit auch nachhaltig und schön gebaut werden könne. Wie das gehen soll, wenn nachhaltiges Bauen zu teuer sei, fragt eine Journalistin, die sich als ehemalige Studentin des Professors vorstellt. Und welches der vielen neuen Hochhäuser in Shanghai dem Anspruch genüge, die Auseinandersetzung mit der eigenen Bautradition zu führen? Und was mit dem Gelände passiere, wenn der ganze Weltausstellungs-Zauber vorüber sei?

«Was braucht Shanghai?», gibt Professor Wu auf die Frage nach dem weiteren Schicksal des Expo-Geländes zurück. Der Professor, der als Städteplaner auch mal mit der Zentralregierung zu tun hat, antwortet gleich selbst. Erstens müsse das zu kleine Messegelände ergänzt werden, weiter brauche es ein Kongresszentrum von internationalem Standard und drittens eine Arena für Popkonzerte. Das alles fehle der Stadt. Genügt die Idee für fünf Quadratkilometer? Am nächsten Tag erfahre, nein, erlaufe ich es.

AN DER EXPO Das Thermometer klettert gegen 40 Grad im Schatten. Elektromobile surren über den grossen Laufsteg, der das Gelände wie ein Rückgrat durchschneidet. Ein kleiner Trupp der Volksarmee marschiert vorbei. Die Menschen stehen sich die Beine in den Bauch. In den überdachten Wartezonen stossen Düsen vergeblich Wasserdampf aus, Ventilatoren sorgen für kurze Abkühlung. Autorisierte Getränkehändler schreien in die wartende Menge. VIPs verschaffen sich bei den streng bewachten Easy-Access-Eingängen schnellen Zutritt.

«Maximal drei Stunden sind es bei uns, wir haben die Wartezone begrenzt», sagt Manuel Salchli, Direktor des Schweizer Pavillons. Das hat einiges an Überzeugungsarbeit bei den Expo-Veranstaltern gekostet, die 400 000 Besucher pro Tag über das Gelände und durch die Pavillons jagen wollen. Vor dem Pavillon siehe Hochparterre 5/09 und 6-7/07 stehen die hässlichen, aber verlässlichen Kuhgatter, die die wartende Menge kanalisieren. Die geplanten filigranen Schranken wurden gleich am ersten Tag überrannt. Andere Überraschungen? Das zu kleine Backoffice, Opfer des knappen Budgets, erschwere den Betrieb. Alles müsse aus einem Lager ausserhalb des Geländes angeschleppt werden. Und ja, die Bahn, die fährt auch heute nicht. Aber das hatte sich bereits vor der Eröffnung abgezeichnet. Wegen der isländischen Aschewolke im Frühling verzögerte sich die Lieferung von Material und Fachleuten, und so fielen die sechs Wochen Testphase weg respektive in die ersten Betriebswochen. Auch nutzten sich die gummierten Rollen im feuchtheissen Klima viel schneller als vorgesehen ab. Deshalb musste die Bahn nach drei Monaten Laufzeit bereits revidiert werden. Keine Fahrt, trotzdem darf ich aufs Dach steigen. Manuel Salchli führt mich durch die Eingeweide, wir klettern über zwei schlafende Landschaftsgärtner, die in der Mittagshitze ihre Pause halten. Der Blick über die Blumenwiese auf >>

>Eine Stadt, die sich in rasendem Tempo verändert: Das Rockbund Art Museum von David Chipperfield wurde im Mai eröffnet.



ROCKBUND

洛克·外滩源

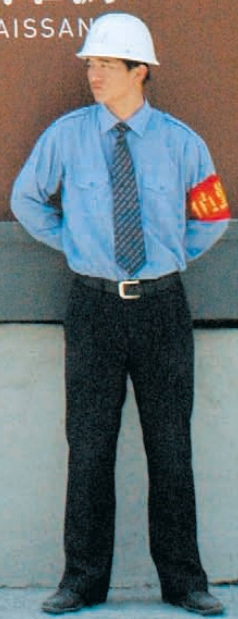
AN URBAN RENAISSANCE



除沿线单位车辆外



ND
源
ANCE



>> die Skyline von Shanghai bringt zwei Welten zusammen. Geschafft habe ich an diesem Tag den Schweizer Pavillon, den holländischen, den britischen, den dänischen, den deutschen und den finnischen Auftritt – dank Presseausweis, der direkten Zugang verschafft. Danach bin ich platt, beginne am Medium Weltausstellung zu zweifeln. Was bleibt? Reihum Anbiederung, mit denen die millionenschweren Auftritte weniger die vielfältige chinesische Bevölkerung als den chinesischen Markt anpeilen, Auftritte, die zwischen gutmeinend und überheblich ausfallen oder ganz einfach peinlich sind. Ein paar überraschende Bilder und entspannte Situationen im britischen und dänischen Pavillon, die in Erinnerung bleiben.

So viele Menschen an einen Ort geschleppt. Was tun sie, die zum Teil lange Reisewege in Kauf nehmen, um einen Tag an der Expo zu verbringen? Es wird in erster Linie Schatten gesucht, angestanden und gepicknickt. Ungezählt die PET-Flaschen, die rumliegen. In den Pavillons suchen sich die Besucherinnen und Besucher Fotosujets aus, die Weltläufigkeit versprechen, die sie sich noch nicht leisten können: Das Kind vor der dänischen Meerjungfrau, die Grossmutter auf dem Bänkchen vor dem Kölner Dom, der Papa vor dem überdimensionierten chinesischen Tempel, der über der Zentralachse thront. Und alle rennen sie mit ihren Spielzeug-Pässen zur Abstempel-Stelle, die in jedem Pavillon den Rundgang abschliesst.

Doch was vermitteln die Ausstellungen zum Thema «Better City, better Life»? Schaffen sie es, ihre Botschaften an das überwiegend chinesische Publikum zu vermitteln? Befragungen im Schweizer Pavillon hätten ergeben, dass nicht nur das wirklich schön gefilmte Alpenpanorama die Neugier wecke, sondern auch das Nullenergie-Haus oder der Recycling-Gedanke. Sie werden in kleinen, alle paar Meter aufgestellten Ferngläsern vorgestellt, die den dreidimensionalen Blick auf Schweizer Landschaften und Einrichtungen zeigt, überblendet mit chinesischen Sprichworten. Trotzdem beginne ich an Professor Wus Worte zu zweifeln, wonach in China das grüne Zeitalter angebrochen sein soll. Nicht, weil die chinesischen

Autoritäten die Zusammenhänge nicht längst begriffen hätten, geschweige denn, weil sie technisch nicht mithalten – ganz im Gegenteil. Sondern weil im Kleinen so viel im Argen zu liegen scheint. So rücksichtslos, wie Fussgängerinnen systematisch weggehüpft, Fahrradfahrer geschnitten, Anstehende weggedrängelt, Wartende überholt, Aussteigende behindert, Abfälle auf den Boden geschmissen, Langsamere weggeschubst, Bettler ignoriert, Verkehrspolizisten missachtet, Dienstleister gering geschätzt werden und ungeniert ins Mobiltelefon geschrien wird, habe ich noch keine andere Megacity erlebt. Weder London noch São Paulo und schon gar nicht Tokio.

QUALITÄT STATT TEMPO Die Hunan-Küche ist scharf, aber köstlich. Flavia Schlegel, Swissnex-Direktorin lädt zum Essen ein. Seit zwei Jahren leitet sie die Stelle, die den wissenschaftlichen Austausch mit China fördert und dem Staatssekretariat für Bildung und Forschung SBF angegliedert ist. Sie und ihr Partner, der Filmemacher Jürg Neuenchwander, kamen ein paar Tage zuvor von einer Reise in die Innere Mongolei zurück, beeindruckt von den überall installierten Windenergie-Parks. «Es ist ein Privileg, den Wandel in diesem dynamischen Land mitzuerfolgen», sagt sie.

Kurz vor dem Fisch, der das Mahl abschliesst, kommt Professor Wu auf das Motto der Weltausstellung zurück. Die chinesischen Schriftzeichen, die den englischen Slogan «Better City, better Life» übersetzen, können auch einen kausalen Zusammenhang formulieren: Die Stadt für ein besseres Leben. Doch das stimme nicht mit der Erfahrung vieler Chinesen überein, denn die in rasendem Tempo wachsenden Städte verschlechterten das Leben Ungezählter. Also gehe es darum, den Slogan positiv zu füllen. Die Weltausstellung solle im Modell vorführen, wie das bisherige Konzept, das allein auf schnelles Wachstum setzte, in das Modell nachhaltigen Wachstums umdefiniert werden könne. Für Shanghai zumindest scheint die Rechnung aufzugehen. «World Expo» lautete das Zauberwort bei der chinesischen Zentralregierung, und so öffneten sich die Geldbeutel für Infrastrukturprojekte, ein Beschleuniger sondergleichen. >>



reddot design award
winner 2010

Freiraum ...

» **TEE TRINKEN** Nach dem Essen nimmt mich Yiwen Sun, die sich Cissy nennt und für Swissnex arbeitet, ins Atelier eines befreundeten Malers mit. Es liegt gleich um die Ecke an der Weihai Road 696, in einem umgenutzten Opium-Lagerhaus, das unzähligen Ateliers Platz bietet. Eine Kreativ-Fabrik, wie es ähnliche über die ganze Stadt verteilt gibt. Der Maler Shiuan Lo-Len, Taiwanese, der in den Achtzigern in Paris Skulptur studierte und seit Mitte der Neunzigerjahre in Shanghai lebt, meinte, die Expo sei nicht wichtig, sie betreffe ihn kaum. Er trägt die Swatch aus dem Schweizer Pavillon, «weil sie ihm gefalle», und lacht, als er meinen erstaunten Blick sieht. Er bereitet zwanzig Jahre alten Tee aus Taiwan zu, den er geduldig aufgiesst, reicht getrocknete Pflaumen, erzählt, stellt Fragen. Die Zeit vergeht.

Die meisten Ateliers sind ohne Tageslicht, wie ein Rundgang zeigt, vielerorts sitzen Freunde auf alten Sofas. Man besucht sich, tauscht sich aus, trinkt Tee. Es sind junge Leute, die sich hier einen Freiraum schufen, der überall auf der Welt ähnlich funktioniert. Shiuan, über fünfzig, ist bei Weitem der Älteste und reihum angesehen. Wir treffen einige blutjunge Maler, auch ein Japaner, der mit weit aufgerissenen Augen und laut gestikulierend seine Kunst erklärt, während seine Agentin auf Chinesisch übersetzt. Welcher Stil den uns am besten gefalle, will er wissen. Er sei daran herauszufinden, was in Shanghai am besten laufe. Ein Couture-Atelier ist die nächste Station, Visitenkarten werden ausgetauscht. Bei einem Maler sitzen zwei junge Studentinnen, um malen zu lernen. Ein Fotograf hängt, als wir anklopfen, auf der Leiter, um einen Sonnenschutz im Dachfenster zu montieren, steigt herunter und fängt an, Dart zu spielen, während seine Freundin Wassermelonen serviert und die Assistentin auf dem Mac Bilder eines Modeshootings sortiert. Sie alle können im teuren Shanghai irgendwie überleben – nicht anders als ihre Kolleginnen und Kollegen in Zürich.

Längst hat der internationale Kunsthandel auch die Handelsmetropole Shanghai erobert, dank Messen und der Shanghai Biennale. Einige der Ateliers, auf einschlägigen Stadtplänen verzeichnet, sind nichts anderes als verkappte Produktionsbetriebe. Verkauft wird in Serie an Touristen, was

als Kritik am kommunistischen Erbe ab Mitte der Achtzigerjahre im Westen für Aufsehen sorgte. Doch die in schönstem sozialistischen Realismus gepinselten Maos mit Victory-Zeichen, die gutes Geld einbringen, bieten der urbanen Gesellschaft, die sich so rasant verändert, keinerlei Orientierung.

IN DER LUFT Nach einer Stunde Wartezeit auf dem Rollfeld hebt das Flugzeug ab – zu viel Luftverkehr über Peking. Was nehme ich mit? Ein diffuses Gefühl, dass niemand auf mich, auf uns, «den Westen» gewartet hat. Tee, so intensiv, wie noch nie genossen. Ein ungeheures Tempo, das nicht nachvollziehen kann, wer China nicht kennt. Mir fällt ein, was meine Grossmutter, die 1977, ein Jahr nach Maos Tod und dem Ende der Kulturrevolution, mit dem Orient Express nach Peking fuhr, von jenem fernen Land erzählte hatte. Von einem Land, das ich in Shanghai in keiner Sekunde, nirgends wiedergefunden habe. Nicht einmal im Museum, das die Gründung der Kommunistischen Partei 1921 feiert.

Die Konsumwut an der East Nanjing Road, die die Nacht zum Tag macht. Der Stärkere, der Vernetztere siegt. Ja, wenn es um die Nation geht. Und im Ohr hängt mir Professor Wu, der sagte, dass die Chinesen den Kommunismus noch nie als ein ideologisches Ziel verstanden hätten, sondern vielmehr als Mittel zum Zweck, und der Zweck sei stets das Wohlergehen der Nation gewesen. Abgesehen davon sei China, das 2009 mit viel Geld das kapitalistische Finanzsystem gerettet habe, schon längst weniger sozialistisch als, sagen wir, England. Meinen Sitznachbar kann ich nicht mehr fragen, was er davon hält. Er hat sich die Wolldecke übergezogen und schläft bis kurz vor dem Landeanflug auf Zürich.



... baut auf Ordnung.



bigla
office